

Zwischen Lipp' und Kelchstrand.

Roman von **Erich Ebenstein.**

(2. Fortsetzung)

5. Kapitel.

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen wurde die Fahrt nach den Hammerwerken unternommen, die Frau Adele sehr am Herzen zu liegen schien, während sich Hertha nicht das mindeste daraus machte.

Im letzten Augenblick, als das Automobil schon bereit stand, erschien Holde in einer entzückend duftigen Frühlingstourette und erklärte zum Erstaunen ihrer Mutter, sich an der Fahrt beteiligen zu wollen.

„Ich denke, Du kannst den Ruß und Rauch draußen nicht vertragen? Seit Jahren warst Du nicht im Hüttenwerk!“ sagte Frau Adele kopfschüttelnd.

Holde lächelte seltsam böshaft.

„Nun, es fiel mir heute gerade ein. Ich möchte doch auch sehen, was es auf Fräulein v. Langenstein für einen Eindruck macht!“

Hertha runzelte ärgerlich die Stirn, schwieg aber. Sie begriff ganz gut, daß Haldes plötzlicher Entschluß mit dem Interesse zusammenhing, das Ferry Petermann am Abend zuvor an diesem Besuch auf „seinem Territorium“ befundet hatte.

„Ich möchte wirklich wissen, was alberner ist: die Annahme der schönen Holde, ich könnte ihr bei diesem kalten, hochmütigen Gesellen gefährlich werden, oder ihr Verdacht, ich könnte mich versucht fühlen, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen?“ dachte Hertha und nahm verstimmt ihren Platz im Automobil ein.

Die Fahrt war sehr schön und führte erst durch Hochwald, dann durch ein breites, von einem Bach durchzogenes Tal.

Frau Adele vergaß nicht, Hertha darauf aufmerksam zu machen, daß all dies Land ringsum Petermannscher Besitz sei. Einmal wies sie auf eine rechts abzweigende Straße: „Hier geht es nach meines Schwagers Jagdschlößchen Tannstein, das halbwegs gegen Lintenbach zu liegt.“

Nach einstündiger Fahrt erreichte man endlich das Hüttenwerk, einen Niesenkomplex schwarzer, ruhiger Werkhäuser, die sich um ein altes Herrenhaus „Alt-Hammerichlag“ ausbreiteten.

Dort lagen die Büreaus der beiden Chefs und die Wohnung, die Konrad Petermann während der Wochentage benutzte.

Dort erwartete auch Ferry die Damen. Er schien nicht sonderlich entzückt zu sein beim Anblick Haldes, die ihn sogleich mit Beschlag belegte, aber es gelang ihm, seine Enttäuschung geschickt zu verbergen.

Man stattete Herrn Konrad einen kurzen Besuch ab. Er war in Kurzzeittel und Korrespondenzen vertieft, begrüßte seine Frau und Tochter nur flüchtig, sprach ausschließlich vom Drang der Geschäfte, die ihn Tag und Nacht in Atem hielten,

und musterte zuletzt Hertha mit einem scharfen Blick seiner kleinen beweglichen Augenlein.

„So, so, Sie sind also Fees neue Gesellschafterin! Nun schön. Trachten Sie, ein wenig Einfluß auf das Mädel zu bekommen. Es ist durchaus nicht nötig, daß sie ihre gesamten Zinsen alljährlich für sentimentale Narreteien aufbraucht.“

Seine kurzen, dicken Finger trommelten dabei nervös auf der Tischplatte und sein barilloes

erklärung bestand, konnte man sich schließlich auf alles gefaßt machen!“

Hertha atmete tief auf, als man das kahle, nüchterne Bureau des Herrn Konrad und die düsteren, feuchten Gänge des alten Herrenhauses hinter sich hatte.

Draußen wimmelte es von schwarzen, rufzigen Gestalten, die truppweise kamen und gingen, da eben Schichtwechsel war. Dabei herrschte ein ohrenbetäubender Lärm. Das stampfende Dröhnen der Niesenhämmer, das Klätschen des Hammerbades und das Sausen der Maschinen mengten sich in das Geschloße zahlloser kleiner Hämmer, die von fleißiger Hände Arbeit zeugten.

Aber mehr als dies ging Hertha Ferry Petermanns methodisches Vektreiben auf die Nerven, sie von den beiden anderen Damen zu trennen.

Zwar gelang es ihr, dies zu verhindern, aber als man zwei Stunden später endlich mit der Befichtigung der Werke fertig war und wieder am Herrenhause anlangte, erreichte er durch die alte Köchin Herrn Konrads, die Frau Adele und Holde bat, ihre Spargelbete anzusehen, doch seinen Zweck.

Mit einem Blick, dessen jäher, heißer Glanz sie starr vor Schreck machte, drängte Ferry Petermann sich plötzlich hart an Herthas Seite und flüsterte ihr zu: „Ich bin wütend, daß meine Cousine mittam! Tante Adele hätte ich leicht anderweitig beschäftigt können und dann das Glück gehabt, eine Stunde mit Ihnen allein zu verplaudern! So aber wurden all meine schönen Pläne zu Wasser . . .“

Hertha, die sich rasch gefaßt hatte, maß ihn mit kaltem Blick.

„Ich wüßte nicht, was wir allein zu plaudern hätten, Herr Petermann, und muß ernstlich bitten, derartige Bemerkungen in Zukunft zu unterlassen.“

Er lächelte zynisch.

„Ah — Sie belieben sich mit Stolz zu wappnen gegen meine bewundernde Guldigung . . .“

„Nein,“ antwortete Hertha, empört zurücktretend, „es bedarf keiner Wappnung gegen Überlichkeiten. Ich verbitte mir nur Beleidigungen, die doppelt erbärmlich sind, da ich keinerlei Veranlassung dazu gab.“

Damit kehrte sie ihm den Rücken, bestieg das Automobil und warierte dort, ohne von Ferry Petermann weiter Notiz zu nehmen, die Rückkehr ihrer Begleiterinnen ab.

Wenige Minuten später erschien Holde, von ihrer Mutter gefolgt. Sie hatte die kleine Szene aus der Entfernung beobachtet, und eine senkrechte Falte stand auf ihrer weißen Stirn, als sie mit einem finsternen Blick auf Hertha das Befährt bestieg.

Am Abend dieses Tages fehlte Ferry Petermann im Familientreife, was nicht zur Hebung der Stimmung beitrug.

Holde arbeitete, in eisiges Schweigen gefüllt. Frau Adele hatte einen kleinen Streit mit ihrer

Eiserne Hochzeit im Kriegsjahre.



Das Ehepaar Adam und Marianne Glorius aus Bodenrode im Eichsfeld beging kürzlich das seltene Fest der eisernen Hochzeit. Beide Jubilare zählten zusammen 181 Jahre, erfreuen sich der besten Gesundheit und verrichten täglich ihre gewohnten Feldarbeiten.

Barbenügesicht nahm einen brutal gereizten Ausdruck an, als machte er Hertha für die „Narreteien“ seiner Nichte direkt verantwortlich.

„Mein Bruder würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, wie toll Felizitas mit dem Petermannschen Gelbe wirtschaftet,“ septe er noch grollend hinzu, „aber natürlich — wenn ein Narr wie Herbert hinter ihr steht und alles gutheißt . . .“

Er brach ab auf einen Blick Ferrys hin, dem die Szene um Herthas willen höchst peinlich schien.

„Na ja — ich bin schon still. Geschehen ist geschehen. Da Herbert auf ihrer Mündigkeits-

Schwägerin gehabt wegen der Reise nach Wien, von der sie ausgeschlossen werden sollte.

Die Kommerziantin seufzte ärgerlich. Dann blickte sie sich suchend um. „Wo steckt denn Fee eigentlich? Man sieht sie ja schon gar nicht mehr im Familienkreise! Hat sie sich schon wieder in ihr Zimmer begeben?“

Hertha, die diese Bemerkung wie einen leisen Tadel empfand, daß sie noch nicht verstanden habe, das Vertrauen ihres Schützlings zu gewinnen, stand rasch auf.

„Ich glaube, Fräulein Fee ist auf der Terrasse — ich werde sie bitten, hierher zu kommen.“

Während sie das Zimmer durchschritt, hörte sie Na spöttisch sagen: „Fee klagt dem Mond ihren Sehnachtschmerz, weil gewisse Leute sich so selten machen — seit sie eine neue Gesellschafterin hat. Nun — er, der Herrlichte von allen“, wird wohl wissen, warum er lieber in Lintenbach bleibt.“

Herthas Herzsichlag stockte einen Augenblick vor Schreck.

Es war dies schon das zweite Mal, daß Holde in bezug auf sie und Harald anzüglich wurde.

War es Zufall oder wußte sie etwas Positives? „Es wäre schrecklich“, dachte Hertha beklommen, „wenn sie sich je so weit hinreichende Liebe, derartige Andeutungen vor — ihm zu machen! Was müßte er von mir denken?“

Dann lächelte sie über sich selbst. Wah — es waren nur selbstgeschaffene Gespenster, die sie ins Vordach jagen ... Von dem, was zwischen ihr und Harald Lintenbach gewesen war, konnte absolut keine dritte Person wissen.

Fee lehnte regungslos an der steinernen Terrasseneinfassung und blickte mit ihren großen melancholischen Augen starr vor sich hin.

„Liebes Fräulein Fee — warum sind Sie denn gar so menschenjeder? Ihre Mutter kränkt sich, daß Sie nie bei uns bleiben“, sagte Hertha sanft, indem sie sich zwang, so viel Wärme in ihre Stimme zu legen, wie ihr möglich war.

Fee runzelte die Stirn, und ihre eben noch weichen Züge wurden hart und kalt.

„Aha — man hat Sie ausgeschiedet nach mir!“ „Nein. Ich komme aus eigenem Antriebe, weil Ihre Mutter mich dauernd!“

„Wirklich. Nun, beruhigen Sie sich gefälligst. Meine Mutter kränkt sich meinerhalben nicht. Sie ärgert sich höchstens, daß ich in den Augen der Dienerschaft den Nimbus der zärtlichen Familien-Entente zerstöre, den sie mit so viel überflüssiger Mühe befreit ist, aufrecht zu erhalten! Aber glauben Sie denn nicht auch, daß Menschen, die einander nie verstehen können, am besten tun, sich aus dem Wege zu gehen?“

Hertha blickte bestürzt in das weiße, im Mondlicht doppelt franthastig erscheinende Gesichtchen.

„Fee. — Sie sprechen von Ihrer Mutter!“ murmelte sie erschrocken.

Fee's Blick glitt plötzlich unruhig umher. „Mutter?“ wiederholte sie grübelnd. „Ich hatte Ammen, Kinderfrauen, Gouvernanten ... eine Mutter? Nein, eine — Mutter hatte ich nie!“

Ein finsterner Ausdruck glitt über ihre Züge. Dann ballten sich plötzlich unbewußt ihre Hände, und der Ton ihrer Stimme wurde rau.

„Zu diesem Hause ist niemand, der auch nur einen Funken Gefühl für mich hätte. Wissen Sie, was das heißt? So einsam leben ...“

Sie brach ab, als bereue sie, schon so viel gesagt zu haben. „Wünschen Sie sonst noch etwas von mir, Fräulein v. Langenstein?“

„Ja!“ antwortete Hertha und legte, einem Impuls folgend, ihre Arme um den schmalen, dürftigen Leib Fee's. „Ich möchte, daß Sie nicht so fürchterlich bitter sind, denn es ist trostlos bei einem so jungen Geschöpf! Ich möchte, daß Sie Vertrauen zu mir fassen, denn ich habe Sie lieb! Es kann ja auch nicht so schlimm sein, wie Sie sagen! Sie selbst schafften sich hier im Hause eine innere Einsamkeit, die trostlos sein muß. Aber, wissen Sie nicht, daß man Freud und Leid des Lebens nur tragen kann mit anderen Menschen?“

Sie hatte warm und bewegt gesprochen, denn etwas in Fee's Weien rührte sie und erstichte immer mehr das Gefühl eifersüchtiger Abneigung, das sich am ersten Abend in ihr gegen Harald Lintenbachs Braut erhoben hatte.

Fee's Gesicht verlor plötzlich den eisigen Ausdruck. Ein seltsamer Glanz leuchtete darüber hin. Der überblanke Leib bebte und die durchsichtigen Hände falteten sich unwillkürlich.

„Ja“, murmelte sie, „Sie haben recht! Aber ich habe einen solchen Menschen, der Leid und Freude mit mir trägt ... meinen Bräutigam Harald! ... Ich bin nicht einsam, wenn er bei mir ist! Ich bin dann auch nicht bitter ...“

Herthas Hände sanken schlaff herab. Sie trat hastig zurück, während Leichenblässe ihr Gesicht bedeckte.

„Verzeihen Sie ... ich vergaß ...“

Donlos kamen die Worte von ihren Lippen. Sie fühlte sich wie zerstückelt durch die Erkenntnis, daß Fee's Seele mit so schrankenloser, heißer Liebe zu ihrem Bräutigam erfüllt war.

Leidenhaftlicher als zuvor erwachte der Wunsch in ihr, zu wissen, was diese beiden ungleichen Menschen zusammengeführt hatte.

Wenn es wirklich, wie Holde behauptete, nur eine gemeine Geldspekulation Haralds gewesen wäre, woher kam dann diese tiefe, an Anbetung grenzende Liebe Fee's?

Sie mit ihrem unheimlich scharfen, altflugen Blick hätte dies doch längst durchschauen müssen! Oder hatte die Liebe sie völlig blind gemacht? Ueber Haralds Gefühle zu urteilen, war Hertha bis jetzt nicht möglich gewesen, da er ja Neu-Hammer Schlag seit jenem ersten Abend, wo sie ihn dort wieder begegnet war, nicht mehr besucht hatte.

Eine lange Pause war eingetreten. Beide an Seite standen beide Mädchen auf der vom hellen Mondlicht überstrahlten Terrasse und starrten gedankverloren vor sich hin.

Endlich sagte Hertha, sich gewaltsam aufraffend:

„Sie wollen also nicht in den Salon kommen?“

„Nein. Wozu? Sie dürfen mir ruhig glauben: es geht mich dort niemand nach mir.“

„Ihre Mutter kränkt sich sehr, daß Sie nicht mit nach Wien fahren wollen ...“

„Vah — kränkt! Es ist ihr innerlich ganz gleichgültig. Was ihr am Herzen liegt, sind nur die Dehors. Man wird sie fragen, weshalb ich nicht mitgekommen sei, und sie weiß nicht, was sie sagen soll, das ist alles.“

„Aber es gilt einem wohlthätigen Zweck! Man hat mir gesagt, daß Sie hier sehr gut zu den Leuten sind ...“

„Und Sie schließen daraus, daß ich auch Sinn für Wohlthätigkeit haben muß“, unterbrach sie Fee mit einem spöttischen Lächeln. „Aber dem ist nicht so. Ich hasse im Gegenteile diese prunkvolle Wohlthätigkeit, die sich unter allen möglichen Vorwänden zusammenruft, um Geld für arme Leute und Vergnügen für sich selbst zu produzieren. Sie werden das natürlich nicht begreifen können, denn Ihre Kreise sind es eigentlich, die diesen Sport am lebhaftesten betreiben. Die unsrigen machen es nur nach — wie alles andere.“

Sie irren. Ich begreife dies doch ein wenig. Aber, wenn Sie auch im allgemeinen recht haben, so gibt es doch Ausnahmen ...“

„Möglich. Diese Veranstaltung ist keine, und darum gehe ich auch nicht mit. Uebrigens hat Mama ja — Holde. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß meine Cousine in allen Stücken das Abbild Mamas ist? Sie verstehen einander so vortrefflich! Es wird einmal ein ideales Verhältnis zwischen Mama und ihrer Schwiegertochter!“

Hertha blickte überaus auf. Sie begriff plötzlich, weshalb Holde Herrn Petermanns Galanerien mit eifersüchtiger Wachsamkeit be-

obachtete. Die beiden waren also füreinander bestimmt.

Aber sie begriff nun noch weniger seine dreiste Unverschämtheit von heute morgen. Glaube er sich als reicher Mann berechtigt, die bezahlte Gesellschafterin seiner Schwester zum Gegenstand einer beleidigenden Galanterie zu machen?

„Nein“, schloß ihr das Blut ins Gesicht, und sie beschloß, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, um ihn ihre Verachtung merken zu lassen.

„Las Fee ihr einen Teil dieser Gedanken von den Zügen ab? Ein feines, kaum merkbares Lächeln umspielte ihre blassen Lippen, als sie nun fragte: „Sie waren heute im Hütenwerk draußen, wie ich hörte. Mein Bruder und Tante Adele führen Fremde gern dorthin ... sie behaupten, es sei eines der großartigsten Werke der Monarchie! Natürlich hat es Ihnen ebenjo sehr gefallen, wie — imponiert?“

„Weber das eine, noch das andere. Es machte mich nur — traurig.“

Fee wandte überrascht den Kopf.

„Ah — traurig? Wie?“

„Ich könnte Ihnen nicht erklären, warum. Aber der Eindruck, den ich mit forttrah, war, wenn ich offen sein darf, ein trostloser ...! Vielleicht wirkt auf andere Menschen erhebend und stolz, was gerade mich — niederdrückt! Aber es schien mir, als fehle das Beste dort, was Menschen über die Not des Lebens hinwegbringen kann: Freude und Schönheit!“ Sie versuchte zu lächeln. „Ich fürchte, man wird mit Besuchern, wie ich bin, sehr unzufrieden sein. All diese Eisenbarren müssen ja gewiß irgendwo gemacht werden, ich begreife das vollkommen, wie ich begreife, daß es Kohlenbergwerke geben muß, damit man Kohle bekommt. Tropfen möchte ich kein Bergwerk ansehen. Aus Waldrain nahm ich gestern ein ganz anderes Gesicht mit. Dort ist Frieden und Schönheit.“

Fee's dunkle Augen hasteten groß und erstaunt an Herthas Gesicht.

„Das ist seltsam“, murmelte sie und setzte lebhafte hinzu: „D. Sie überraschen mich wirklich, Fräulein v. Langenstein! Sie haben sich also nicht wie alle, die man bisher nach dem Sittenwerk führte, durch dessen Großartigkeit verblüfft lassen? Der Reichthum der Petermanns hat Sie nicht überwältigt?“

Hertha sah erstaunt auf.

„Sie entsetzlichen ... Geld ist doch höchstens eine Annehmlichkeit, aber kein Vorzug der Menschen! Was sollte mich dabei überwältigen?“

Fee preßte erregt die Hand. „Wie glücklich mich das macht! ... Wie wohl das tut, es einmal so klar ausgesprochen zu hören! Nun werden Sie ja vieles hier erst verstehen lernen ... auch die Klust, die zwischen mir und den Meinen war, solange ich zurückdenken kann. Ihnen gilt das Geld alles. Es ist Ziel und Zweck ihres Daseins, und sie konnten es mir nie vergeben, daß ich mir nichts daraus mache, wie sie mir nicht vergeben können, daß ich in Waldrain gut zu machen suche, was in Neu-Hammer Schlag durch Luxus und Egoismus gefährdet wird ...“

Sie unterbrach sich plötzlich und sah über die Brüstung in den Park hinab, wo ein leiser Pfiff zu hören gewesen war.

„Onkel Herbert? Bist Du es?“

„Jawohl, Liebling, in Person!“ antwortete gedämpft eine tiefe, klare Männerstimme, die Hertha bekannt schien. Gleichzeitig trat der Sprecher aus dem Schatten in das helle Mondlicht, und sie erkannte zu ihrer Ueberraschung den Fremden, der ihr gestern den Weg nach Hammer Schlag gewiesen hatte.

Er trug auch heute ein Jagdstück, und sein betroffen aussehender Blick bewies Hertha, daß auch er sie wieder erkannt hatte.

Doch verriet er, da sie verwirrt erröte, die Begegnung mit seiner Miene, sondern wandte sich sogleich an Fee, offenbar, um in Hertha nicht durch eine Erwähnung jenes Zusammentreffens peinliche Empfindungen zu erwecken.

Sie dankte durch einen scheuen, stummen Blick für diese zarte Rücksicht.

6. Kapitel.

„Mein Onkel Herbert Petermann — Fräulein v. Langenstein, unsere neue Gesellschafterin.“ stellte Fee vor und fuhr sogleich fort: „Du hast Dich wohl ganz leise angepirscht, Onkelchen, und uns sogar belauscht?“

Er erröte über das ganze Gesicht, was ihm bei dessen faltlosen weichen Schnitt ein beinahe jugendliches Aussehen gab.

„Nur wenige Minuten, auf mein Wort! Ich dachte anfangs, Du sprichst mit Jolde.“

„Ach ja. Aber willst Du denn nicht heraufkommen?“

„Nein, Du weißt, Tante Adele will mich dann immer in Hammerichlag festhalten, und ich möchte durchaus lieber nach Tannstein zurück. Ich bin nur gekommen, um Dir eine Botenschaft auszurichten.“

„Bon...“ Fees Antlitz wurde dunkelrot, und in den schwarzen Augen flammte wieder der heiße Ausdruck auf, den Hertha schon vorher bemerkt hatte, als sie sagte: „Ich habe einen solchen Menschen, der Freude und Leid mit mir teilt...“

Herbert Petermann nickte.

„Ja, eine Botenschaft von Linkenbach. Ich traf heute den Förster Martiney im Walde, der mir sagte, die Gräfin sei krank. Natürlich fuhr ich gleich hinüber. Es geht ihr besser, aber Harald bat mich, Dir zu sagen, daß er vor drei bis vier Tagen nicht wage, sie allein zu lassen. Du möchtest ihn entschuldigen.“

Unwillkürlich atmete Hertha erleichtert auf. Der strahlende Ausdruck in Fees Augen vertiefte sich.

„O — darum also konnte er nicht kommen! Worüber klagt die Gräfin?“

„Ich glaube, es ist nichts Besonderes, ihr altes Leiden: Herzschwäche. Sie kann eben die Trennung von ihrem jüngeren Sohn noch immer nicht erwinden. Jeder Brief von Fritz drückt sie neuerdings nieder, und über diese Anfälle von Melancholie, die der Arzt in Anbetracht ihrer Herzthätigkeit für sehr bedenklich erklärt, kann ihr nur Haralds Gesellschaft einigermaßen hinweghelfen. Der arme Kerl ist unermüdlich in seiner rührenden Fürsorge um die Mutter, und ich wünschte nur, sie lernte es endlich begreifen, daß ihr der weitaus wertvollere ihrer Söhne gebühre ist...“

Hertha hatte hoch aufgehört.

Harald bejaß also noch einen Bruder? Warum hatte er ihr nie von ihm erzählt? Und was bedeutete Herbert Petermanns letzte Bemerkung?

Fee griff plötzlich nach ihrer Hand.

„Wir wollen morgen früh gleich nach Linkenbach fahren,“ sagte sie hastig, „nicht wahr, Sie begleiten mich? Mama würde nicht dulden, daß ich allein gehe, oder sie würde mir Tante Adele mitgeben.“

Hertha schrak zusammen und fühlte, wie sie blaß wurde.

Nach Linkenbach! Zu ihm! Als Ehrendame seiner Braut! Alles in ihr bäumte sich dagegen auf...

„Sie sah sie halb erstaunt, halb ungeduldig an. „Nun — warum antworten Sie nicht? Haben Sie etwa mit den anderen schon eine Verabredung für morgen getroffen?“

„Nein... aber...“ Serthas Blick begegnete zufällig den verwundert auf ihr ruhenden Augen Herbert Petermanns. Das brachte sie zur Besinnung.

„Natürlich werde ich Sie begleiten, da Sie es wünschen...“ sagte sie, scheinbar ruhig, „es ist meine Pflicht. Wozu wäre ich denn sonst da?“

Ohne daß sie es wollte, klang eine leise Bitterkeit bei den letzten Worten mit.

Herbert, der sie aufmerksam beobachtet hatte, mischte sich jetzt ein.

„Wenn diese Pflicht Ihnen peinlich erscheint, so bin ich gern bereit, meine Rechte an Ihrer Statt zu begleiten,“ jagte er mit seiner klaren Stimme, während sein Blick warm auf Hertha ruhte. „Fee ist gewiß die Letzte, die irgend jemand Zwang auferlegen möchte. Nicht wahr, Fee?“

„Nein — gewiß nicht —,“ jagte Fee zögernd, rief aber gleich darauf, sich lächelnd auf die Stirn schlagend: „O, verzeihen Sie, Fräulein v. Langenstein, ich begreife nun erst, daß es Ihnen vielleicht peinlich ist, Harald, der zu Ihrem Bekanntenkreis gehört, nun als meine Gesellschafterin zu begegnen. Es war taktlos von mir, dies nicht zu bedenken!“

Hertha hatte sich gefaßt!

„Nein,“ sagte sie, scheinbar ganz unbewegt,

„Sie irren, wenn Sie mir so kleinliche Regungen zutrauen. Ich schäme mich meiner Stellung nicht, dem Armut ist so wenig Schande, wie Reichthum Ehre ist, und das Gnadenbrot bei Verwandten zu essen, wäre das einzige, wodurch ich mich degradirt fühlen würde. Ich werde Sie selbstverständlich morgen mit Vergnügen begleiten.“

Es lag so viel Vornehmheit und echter Adel in Herthas Haltung, daß Herbert Petermann plötzlich verlegen die Augen zu Boden schlug, damit sie seine allzu warme Bewunderung nicht merke.

Auch Fee blickte betroffen auf. Ein warmes Leuchten trat in ihre Augen. Dann schlang sie die Arme um den Leib des jungen Mädchens.

„Ich will nicht, daß Sie sich länger als Fremde, als — bezahlte Gesellschafterin neben mir fühlen,“ jagte sie mit großer Herzlichkeit. „Es würde mir weh tun. Ist es zu früh, wenn ich um Ihre Freundschaft bitte?“

Sie war ganz verwandelt. Aus dem schroffen, abstoßenden Wesen war plötzlich ein sanftes, gütiges Geschöpf geworden, dessen Zartinn Hertha fast aus der Fassung brachte. Denn diese unerwartet angebotene Freundschaft setzte sie mehr in Verwirrung als es die bitterste Feindschaft getan hätte.

Was war die Ursache von Fees plötzlicher Umwandlung? Und... konnten sie beide denn je in ehrlicher Freundschaft nebeneinander hinstehen? Die erste Bedingung der Freundschaft ist Ehrlichkeit...

Verwirrt strich sie über Fees dunkles Haar. „Sie sind sehr gütig,“ murmelte sie, „aber wir können uns erst so kurze Zeit...“

„Was mich betrifft, fiel Fee erröthend ein, „so kenne ich Sie sogar erst seit einer halben Stunde, denn bis dahin betrachtete ich Sie insgeheim nur als — Gönnerin in meinem Dasein, wie Ihre Vorgängerinnen! Jetzt aber weiß ich: Sie sind gut, stolz und großdenkend. Das genügt mir!“

Hertha lächelte matt.

„Sie überschätzen mich...“ indessen will ich mir aufrichtig Mühe geben, Ihre gute Meinung zu rechtfertigen. Darf ich mich jetzt zu Ihrer Mutter zurückbegeben? Sie wird nicht wissen, weshalb wir nicht kommen...“

Ja. Aber bitte, verraten Sie nichts von Onkel Herberts Anwesenheit und auch nicht, daß wir morgen einen Besuch in Linkenbach machen wollen.“

Hertha entfernte sich. „Welch süßes, liebezendes Geschöpf,“ murmelte Herbert Petermann unwillkürlich, indem seine Augen der schlanken Mädchengestalt vertraut folgten.

Seine Rechte warf ihm einen betroffenen Blick zu.

„Sie gefällt Dir?“

„Dir nicht, Fee?“

„Doch — sehr sogar! Ich möchte sie lieb haben. Ihr Lächeln ist so matt und die Augen so ernst! Vielleicht ist es darum, daß ich wünschte, sie würde

meine Freundin... was sollte ich auch mit einer fröhlichen Gesellschafterin anfangen?“ setzte sie leuzend hinzu. „Ach, die ich selber nie Ursache zur Fröhlichkeit hatte?“

Er betrachtete sie teilnehmend.

„Auch jetzt nicht, Fee? Bist Du nicht glücklich durch Haralds Liebe?“

Sie beugte sich plötzlich tief über die Brüstung und flüsterte erstickend: „Ja — über alle Begriffe glücklich! Zu tief — zu märchenhaft — um nicht heimlich dafür zittern zu müssen! Glück ist nicht Frohsinn, Onkel Herbert... und das meine... das meine macht so bang...“

„Fee! Liebe, kleine Fee — mit was für Gedanken quälst Du Dich da wieder?“ rief er ernstlich erschrocken.

Sie sah an ihm vorüber.

„Ich weiß es nicht. Das kommt manchmal so über mich. Als wäre alles nur ein Traum. Als müßte er plötzlich zerrinnen. Als schwebte irgend etwas Kurdtöbales auf mich zu... von dem ich nichts weiß...“

Herbert Petermann zuckte erlassend zusammen und wandte plötzlich schein den Kopf ab.

„Was sprichst Du da, Fee? Das ist töricht... Du bist nervös. Oder hat... hat Dir jemand... weh getan?“

Seine Stimme klang gepreßt. Fee beachtete es nicht.

„Nein — aber siehst Du, Onkel Herbert, wenn ich nachts oft solange schlaflos liege, dann kommt diese Angst über mich. Ich bin nicht gesund — ich fühle es — und ich möchte es doch so gerne sein... jetzt!“

Er atmete auf.

„O, das ist es? Aber, Liebling, der Arzt versichert, Du seiest nun ganz gesund. Was Dir an Kraft noch fehlt, wird das Glück geben. Bist Du erst verheiratet, dann geht Ihr auf ein Jahr nach dem Süden, dort wird Deine Lunge sich vollends stärken. Du hustest doch nicht etwa wieder?“

„Nein.“

„Nun also! Habt Ihr den Termin der Hochzeit schon bestimmt?“

„Nein, Harald meint, seine Mutter müßte erst wieder soweit sein, daß wir sie ohne Sorgen verlassen können. Jetzt wird er doppelt ängstlich sein...“

„Ich werde gelegentlich mit Harald reden. Schlimmstenfalls nehmt Ihr die Gräfin mit. Für Dich scheint mir wirklich dringend geboten, daß Du sobald wie möglich von hier fortkommst. Neu-Hammerichlag mit seinen vielen Wäldern ist entschieden zu feucht für Dich. Du brauchst Sonne und Wärme. Aber nun leb' wohl! Kleines, es ist höchste Zeit, daß ich mich auf die Weine mache.“

„Sonne und Wärme!“ murmelte Fee, als sie wieder allein war. „O, wie recht er hat!“

Sie blickte sich fröhlich um.

„Nein — hier sind sie nicht! Hier war es immer kalt und düster...“

(Fortsetzung folgt.)

Der Platz an der Sonne.

Roman von M. Czjgan.

(11. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

ichtig. Nun ging Joßts Tür. Sie hörte, wie er sprach. Er entschuldigte sich wohl keines Hinausgehens wegen. Und er verabschiedete sich. Aber wie lange das dauerte! Immer nervöser fuhr Frau Rainers Hand über die juckende Stirn. Sie glaubte wieder deutlich das Aufleuchten der Augen unter den breiten, schönbewimperten Lidern zu sehen, die weiche, lockende Stimme zu hören, die sie bis dahin gar nicht an der Frau gekannt hatte.

Und jetzt drangen ein paar laute Töne von draußen an ihr Ohr. Joßt lachte. Er lachte ganz froh und fröhlich. So froh und lustig, wie sie es lange nicht mehr von ihm gehört hatte.

Und dann wieder das unbestimmte Hin und Her der leise geführten Unterhaltung. Was mochten sie denn noch reden?! Warum ging Frau von Ulfelder nicht?!

Frau Kainer sah gequält nach der Uhr.

Zwei Minuten — es waren wirklich erst zwei Minuten verstrichen, seitdem die Tür sich hinter ihrem Gast geschlossen hatte!

Nein, sie hatte sich sicherlich geirrt. Es war weit länger her. Und nun dieses entsetzliche, leise, girrende Lachen und dann wieder Flüstern und Nannern.

Endlich klappte die Tür. Jost ging in sein Zimmer zurück.

Mit schwer klopfendem Herzen sank Frau Kainer in die Kissen. Sie klingelte.

„Ich möchte zur Ruhe gehen, Bautsch. Mir ist nicht wohl.“

Als Frau Bautsch mit der mühseligen Arbeit des Zubereitens ihrer Herrin fertig war, warf sie einen besorgten Blick auf das blasse Gesicht.

„Wenn Sie sich nur nicht erkältet haben, Frau Doktor. Das Wetter ist so plötzlich umgeschlagen. Da holt man sich leicht was. Sie sehen sehr bleich aus.“

„Was merke ich denn vom Wetter? Sie reden rechten Nassinn, Bautsch. Gehen Sie und lassen Sie mich ordentlich auschlafen. Das ist das einzige, was mir fehlt. Morgen bin ich wieder frisch.“

Frau Kainer hatte in ihrer alten, energischen Art gesprochen und damit die Sorgenstimmung ihrer treuen Pflegerin zertrübt.

„Soll ich gleich den Tee bringen, Frau Doktor?“

„Nein, nein, ich will nichts mehr genießen. Ich werde noch kurze Zeit lesen und hoffentlich bald inslaffen können. Lassen Sie mich allein.“

Frau Bautsch ging hinaus und Frau Kainer griff nach dem Buch auf dem Nachtschiff. Aber sie las keine Zeile. Sie dachte auch nicht an Ruhe und Schlaf. Ihr Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit den Eindrücken der letzten Stunden.

„Ich bin krank, schwerkrank, jagte sie sich selbst immer wieder. Ich leide an Wahnvorstellungen. Es ist alles nicht wahr, was ich mir zu bemerken einbildete. Ich sehe Gespenster.“

Und sie suchte sich so deutlich als möglich das ruhige, vornehme Weien Josts in Erinnerung zu bringen. Sie sah ihn in seiner ernsten, fast etwas steifen Art ihren Bekannten gegenüber. Sie jagte sich, daß ein Mann, der so voll und ganz in Arbeit und Beruf aufging, keine Neigung für andere Zerstreuungen finden könnte.

Aber — o Gott! Es war doch nichts daran zu drehen und zu deuteln! Er hatte sein Jagdgebiet in demselben einsamen Vorort, in den Frau von Ulfelder, wie sie genau wußte, für Tage ging, um auszuruhen! Er fuhr morgen hinaus zu derselben Zeit, in der auch Frau von Ulfelder das Bedürfnis fühlte, die Einsamkeit aufzusuchen. Und sie hatte mit ihren eigenen Augen gesehen, mit ihren eigenen Ohren gehört, wie verändert diese Frau sich zeigte, als sie bei ihrem Eintritt in das Zimmer glaubte. Jost allein gegenüberzustehen.

Ein heißes Jorgengefühl stieg in Frau Kainer auf. Und eine brennende Bitterkeit. Sie kam sich fast lächerlich vor, daß sie sich hatte täuschen lassen. Fast kindisch. Wenn das Zusammentreffen ihres Mannes und Frau von Ulfeders in M. ein zufälliges und harmloses war, warum hatte er ihr nie davon erzählt?!

Aber es kann nicht sein! Es kann nicht sein! Ichrie es in ihr auf. Er ist zu vornehm, zu pflichttreu. Er ist nicht untreu. Nein — nein —

Und doch — unzählige kleine Züge und Zufälligkeiten von den häufigen Besuchen Frau von Ulfeders fielen ihr plötzlich ein. Sollte dieselbe nicht immer in ihren Worten durchblicken lassen, als ob Harry Burgk mehr als freundschaftliches Interesse für sie fühlte? Harry Burgk hatte durch seine Verlobung bewiesen, wem sein Interesse

galt. Vielleicht war die Verdächtigung Trautes in gleicher Absicht geschehen. Sie, Frau Kainer, sollte auf falsche Spuren gelenkt werden!

Traute, Frau Kainer stöhnte. Sonderbar. Die Angst vor Traute war, trotz der schlechten Nachricht, die sie über sie erhalten, ganz in den Hintergrund getreten vor der neuen Sorge, die wie brennend und gleißend vor ihr aufgeschlagen war. Erst jetzt dachte sie wieder an das Gespräch über die gelöste Verlobung.

Sie rieb mit den kalten Fingern die glühende Stirn. Wie mißlich das alles war! Wie nervenzertörend! Frau Kainer fühlte, wie ihr Kopf heißer wurde, wie ein Zittern durch ihre Glieder lief. Sie war so müde des Grübelns und Fürchtens! Und doch, sie wußte es, sie konnte keine Stunde Schlaf heute finden. Ruhelos würde die Nacht werden, wie der Tag gewesen war!

Bald nach neun Uhr öffnete sich noch einmal leise die Tür zu dem anstehenden Zimmer. Jost trat geräuschlos auf die Schwelle.

„Du schläfst noch nicht? Ich wollte schon vorher nach Dir sehen, Frau Bautsch sagte mir aber, Du wünschtest vollständige Ruhe.“

„Ich wollte gern schlafen. Das Wollen allein hilft indessen wieder mal nichts. Komm bitte näher.“

Er erfüllte ihren Wunsch und sah voller Sorge und Mitleid in ihr vergrüntes Gesicht. Er hatte von Frau Bautsch gehört, daß sie sich wieder elender fühle.

„Ich möchte morgen zu Hause bleiben.“ jagte er. „Das Frostwetter hält jetzt gewiß an, und ich kann auch ein andermal herausfahren. Nicht wahr, es ist Dir lieber, wenn ich hier bleibe?“

Sie wehrte hastig ab. „Nein, nein, auf keinen Fall. Meinewegen nicht. Du wolltest Dich draußen erholen. Meinewegen sollst Du nicht hier bleiben.“

Er lächelte. Sein freundliches, begütigendes Lächeln, mit dem er oft ihre Unruhe niedergezwungen hatte.

„Meinewegen! Warum betonst Du so stark dieses Meinewegen? Es könnte ja auch meinewegen sein. Ich möchte wirklich lieber ein andermal fahren.“

Ein rascher, forschender Blick glitt über sein Gesicht. Ein häßlicher Gedanke durchzuckte ihr überreiztes Gehirn. Hatten sie im Korridor noch rasch eine andere Verabredung getroffen? Sie überlegte kurz.

„Du mir den Gefallen und fahre doch. Ich würde den Gedanken nicht los, Du bleibst meinewillen zu Hause.“

„Und weshalb wäre das so schlimm?“ Sie antwortete nicht gleich. Sie mußte erst die Tränen niederzukämpfen, die sie wie einen brennenden Strom in die Höhe steigen fühlte.

Glauben dürfen! Vertrauen dürfen! zitterte es heißsehnd in ihr. Und: ich will offen mit ihm sprechen. Ich will ihn fragen, warum er mir nie von dem gemeinsamen Ausflugsort erzählt hat. Er soll die Wahrheit bekennen, und ich will ihm verzeihen!

Aber es kam kein Wort von dem allen über ihre Lippen. Sie fühlte mit Todesangst, daß sie solche Wahrheit nicht ertragen würde.

„Wahrscheinlich werde ich morgen sowieso nicht allein sein.“ jagte sie nach einer Pause, endlich beherrscht. „Meine Schwägerin wird sicherlich, da sie nun einmal hier ist, schon im Laufe des Vormittags zu mir kommen und möglicherweise tagsüber bleiben. Da werde ich Dich weniger vermissen als sonst.“

Er zögerte trocknen. Ihr Gesicht sah sehr verfallen und leidend aus. Sie war augenscheinlich kränker als sie zugeben wollte.

Aber sie riß sich schon wieder in die Höhe.

„Also Du fährst morgen. Warum auch nicht? Es war alles fest verabredet. Und mir fehlt nichts weiter als der Schlaf. Die Unterhaltung mit meiner

Schwägerin wird Dir sowieso langweilig sein. Oder — freilich — vielleicht kommt auch Traute mit —“

Doktor Kainer war darauf gefaßt gewesen, daß seine Frau so bald als möglich von Traute Burgk sprechen würde. Sein ernstes Gesicht blieb bei der Nennung des Namens unbeweglich. Ruhig jähob er seinen Stuhl zur Seite.

„Gut denn. Ich fahre also morgen, wenn Du mir versprichst, Dich recht zu schonen. Gegen abend bin ich ja auch schon wieder hier. Und nun, gute Nacht, liebes Kind. Du sollst nun endlich zu schlafen versuchen.“

Die großen, unruhigen Augen senkten sich. Wie Beschämung kam es über die gequälte Frau. Sie hatte ihm Unrecht getan. Gottlob! So ruhig und sicher würde er nicht bleiben, wenn er ein beschwertes Gewissen hätte. Und mit dieser Hoffnung stieg der Wunsch in ihr auf, noch in seiner Nähe zu bleiben. Er ging schon zur Tür. Aber sie konnte das plötzlich in ihr aufsteigende Verlangen, ihn auf jeden Fall noch einmal zurückzurufen, ihre Hand noch einmal wenigstens in die seine zu legen, nicht meistern.

„Jost!“ Er sah fragend zurück. „Reiche mir bitte die Flasche mit den Morphiumtropfen. Für alle Fälle nur. Frau Bautsch hat vergessen, sie herzustellen.“

Während er an dem Arzneischrank stand und unter den Gläsern suchte, hing ihr Blick wie gebannt an ihm. Jede Linie seines Kopfes, seines Gesichtes fiel ihr auf, als ob sie sie zum erstenmal sähe.

„Ist die Flasche nicht da?“ Er frante noch immer unter den Gläsern, hob hin und wieder eins auf, hielt es gegen das Licht und stellte es wieder zurück. Und während sie ihm zusah, kam eine neue Spannung über sie. Die Flasche, um die sie gebeten hatte, enthielt eine starke Morphiumlösung. Würde er sie ihr geben? Ihr Herz fing an wieder erregter zu schlagen. Wenn er sie ihr verweigerte —? Ah, wenn er sie verweigern möchte!

„Da ist die Flasche. Endlich!“ jagte er ruhig wie immer.

Sie nahm sie hastig aus seiner Hand und las das Etikett. „Es ist die richtige.“ — Ihre Stimme klang heiser.

„Aber nicht wahr, Du wirst vorsichtig sein, liebes Kind? Du weißt, die Flasche wird nur zu Deiner Veruhigung hergestellt. Falls Du sie wirklich brauchst, klingelst Du nach Frau Bautsch.“

„Natürlich. Ich weiß ja Bescheid. Ich danke Dir.“

Als er gegangen war, blieb sie eine Weile regungslos liegen. Nur ihr Gesicht verzog sich schmerzlich. Sonderbar, daß er ruhigen Gemütes die Flasche mit dem gefährlichen Inhalt dicht neben sie stellte! Wie leicht konnte ein Fehlgriß, eine Verwechslung — sonderbar. Erst jetzt fiel es ihr auf, wie oft das kleine Fläschchen schon neben ihr gestanden hatte. Ebenso wie heute war es häufig genug von Jost selbst aus dem Schrank genommen und ihr übergeben worden. War sein Vertrauen zu ihr so groß oder — oder — war ihm — ihr Leben — so gleichgültig — oder — oder —

Aber nein! nein! Wohin geriet sie wieder mit ihren Gedanken? Warum bereitete sie sich selbst diese furchtbaren Qualen?!

Sie schloß die Augen und versuchte ruhig zu werden. Eine Weile gelang es ihr, ganz still zu liegen. Um sie her war es lautlos. Auch aus Josts Zimmer klang kein rastloser Schritt, wie vorher in der Dämmerstunde.

Tick! Tick! Tick! Tick! wisperte nur gleichmäßig das feine Räderwerk der kleinen, silbernen Stuhluhr auf dem Aminjims.

Wie spät mochte es sein? Frau Alberte hob sich schon wieder in den Kissen. Und als sie nach der Uhr gesehen, fiel ihr Blick zufällig auf den ge-

schnitzten Handspiegel, der wie immer auf dem Nachttisch neben ihr lag. Mechanisch hob sie ihn auf. Unwillkürlich sah sie hinein. Und als sie eine kurze Weile ihr fahles, verblühtes Antlitz betrachtete, glaubte sie ganz deutlich den schön-geschnittenen Kopf, das vornehme Gesicht Josts neben dem ihren zu sehen, so, wie sie es kurze Zeit vorher vor dem offenen Arzneischrank Linde um Linde in sich aufgenommen hatte. Und sie dachte auf einmal ganz ruhig: Niemand kann ihn mir mehr rauben. Weder Frau von Uffeider noch Traute Burgf. Denn er ist lange, lange nicht mehr mein. Vielleicht niemals gewesen. Nur das Mittelstätt hält ihn an mich.

Und sie ließ den Spiegel leise zurückgleiten und drehte das Licht aus, und Bild auf Bild langsam die letzten Jahrzehnte ihres Lebens in der Erinnerung an ihr vorüber.

Und die freudearme, rastlose Zeit ihres Schaffens und Arbeitens erschien ihr wunderbarerweise jetzt als der Paradiesgarten in ihrem Dasein.

Danals war sie arm gewesen, aber bedürfnislos. Sie hatte sich geistig und körperlich anstrengen müssen, aber zugleich das bejüngende, wie erfrischend und verjüngend wirkende Bewußtsein ihres Vorwärtstommens aus eigener Kraft gespürt. Und Mut hatte sie befehlen! Viel, viel Willen und Mut!

Erfüllt mit dem Reichtum, mit der Erfüllung ihrer heißen Herzenswünsche waren die Armut und die zehrende Sehnsucht in ihr Leben gekommen. Ihre Liebe hatte ihr nur Qual gebracht.

Und wer trug die Schuld an dem allen?

Er! dessen Liebe nicht anhielt! schrie es in ihrem Herzen!

Du selbst! Klang es hart und unbarmherzig zurück. Du selbst!

Du warst klug genug, um in dem Altersunterschied zwischen euch das Warnungszeichen achten, stark genug, um in dem Ringen mit dir selbst Siegerin bleiben zu müssen! Nun hat das zu spät in dir aufgeflammete Feuer deinen Willen, deinen Mut verzehrt. Deine Kraft ist in dem aufreibenden Kampf um dein Glück geschwunden. Du bist so bettelarm geworden, daß du nichts mehr zu verschonen hast. Aber er, dem jedes Faden deiner Seele gehört, ist jung — und warm — und durstig!

Frau Rainer richtete sich jäh auf, drehte das Licht an und sah verstört im Zimmer umher.

Hatte sie nicht laut geköhnt, und würde man nicht kommen, nach ihr fragen?

Aber nur die kostbaren Möbel, die weichen Teppiche, die lichten, seidnen Vorhänge sahen sie stumm wie immer an. Die rastlose, kleine Uhr auf dem Kaminsims tickte. Zwölf Uhr! Schon Mitternacht.

Sie wagte nicht mehr sich niederzuliegen. Sie fürchtete sich vor ihren Gedanken und könnte ihnen doch nicht wehren. In ihren Schläfen hämmerte und suchte es. Die Verzweiflung hatte sie voll und ganz gepackt.

Ruhe, ach Ruhe! Ruhe vor den qualenden Bildern der Vergangenheit und der Gegenwart!

Aber — — konnte sie sich die nicht schaffen?! Ihre Hand griff nach dem Fläschchen auf dem Nachttisch. Fest und sicher. Und nach dem kleinen, hellen Glas daneben.

Eins — drei — vier — fünf — zählte sie mechanisch.

Glitzernd fielen die Tropfen in das schmale Arzneiglas. Wie Tränen.

Acht — neun — zehn —

So viel sollte sie nehmen nach der Vorschrift des Arztes.

Zwölf — zehn — sechzehn — siebzehn —

Was nützte ihr e i n e Nacht Schlaf!

Sie zog den Glasstößel heraus und goß den ganzen Inhalt in das Glas. Die letzten Tropfen rannen über den Rand und glitten auf die weiße Decke. Die Hand, die die Flasche hielt, hatte zu stark gezittert.

Ruhe. Ausruhen!

Und doch vermochte sie nicht; schnell das Glas an die Lippen zu setzen. Ein neuer Gedanke blitzte durch ihr gemartertes Hirn.

Mußte ihr Ruhbefinden nicht Kost zum ruhelosen Mann machen? Wenn er das Fläschchen in ihrer Hand fand — —!

Einen Augenblick starrte sie mit weitgeöffneten Augen auf die helle Flüssigkeit. Ein Schauer ging über ihren Leib.

Aber dann quoll ein finsterner Trost, fast ein Triumphgefühl in ihr auf:

Er hatte das Gift gar zu bereitwillig in ihre Nähe gestellt!

Gut, sie wollte gehen. Sich und ihn erlösen. Aber sie gönnte ihm keiner anderen. Als drohendes Gespenst wollte sie ewig zwischen ihm und einem neuen Glück stehen!

Ohne länger zu zaudern, suchte ihre Hand mit dem Glas an die Lippen.

woll'n Sie denn? Bei den Feld und das scheinbare Leben so im Überfluß ist doch am End' nichts auszujagen."

"D, mein Gott, aber immer mit 'ne kranke Frau. Und so 'ne alte dazu. Hier jeden wär' das nich! Auch nich mit den vielen Feld."

Sie blinzelte mit ihren münteren, blauen Augen zu Karl hinüber. Zustimmung kniff dieser ihr in die weiße Wange.

"Aee, Elisabeth, Se haben recht. Das wär' nich hier jeden. Es sei denn, man find't sein Trost bei 'ner andern."

"Pfiui!" rief die Köchin empört. "Wie Sie so reden können, Karl. Na, Gott sei Dank, unser Herr is nich so. Der sieht keine an. Der kennt seine Pflicht."

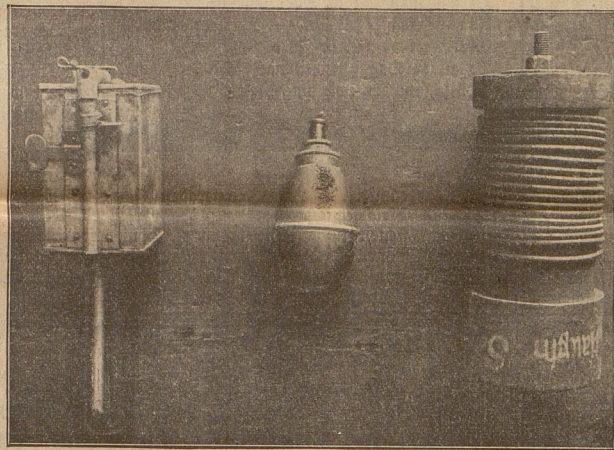
Karl lachte. (Schluß folgt.)

Brief aus Serbien.

Von G. W.

Unser Einmarsch in Serbien begann mit dem in der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten einzig dastenden Uebergang über die Donau. An drei Stellen vollzog sich der Uebergang: bei Belgrad, bei Semendria und weiter östlich da, wo die Puzta aufhört und das Gebirge anfängt, etwa gegenüber der serbischen Stadt Nam.

Unsere Batterie wurde am 10. Oktober einige Kilometer östlich von Semendria übergeleitet. Wie der ganze Donau-Uebergang sich im einzelnen vollzog, darüber sind ja schon in den verschiedensten Zeitungen ausführliche Artikel veröffentlicht worden. Nach Ueberquerung des nördlichen, breitesten Donauarmes landeten wir auf einer 16 Kilometer langen Insel, die wir in fast einstündiger Fahrt überschritten, um dann auf einer Pontonbrücke den schmälern, südlichen, sehr reizenden Arm, serbische Donau genannt, zu überfahren. Schon auf der Insel, auf der ein zu Kamraden mit schlechtem Holztreuz mit Anidriff, dem Helm des Gefallenen und hier und da auch mit Nummern geschmückt waren. Meist waren es Angehörige bayerischer Regimenter, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden, da



Neue Siegesbeute im Berliner Zeughaus. Von links nach rechts: Russische Handgranate, französische Stinkbombe und leichte Wurfmine.

Ein gieriger Schlud.

Langsam ließ Frau Rainer sich zurücksinken. Ihre Finger krampften sich fest um das leere Fläschchen.

Die Uhr schlug sechs. Draußen herrschte noch nächtliche Stille und Dunkelheit. In dem Korridor und den Wirtschaftsräumen der Rainerischen Wohnung brannten schon die Lampen. Vor einer kleinen Weile war die Flurtür von Herrn Rainer leise ins Schloß gezogen worden. Der Diener, der ihn bis zum Automobil unten begleitet hatte, kam gähmend wieder die Treppe herauf und setzte sich zu der Köchin und dem Hausmädchen in der Küche an den Frühstückstisch.

"Das is' auch 'nen Verjünjen eigener Art, bei dem Wetter auf Jagd fahren," meinte er achselzuckend. "Wenn's wenigstens klar wär'. Aber 'nen Nebel is, nich Hand vor Augen zu sehen. Und zu schneien fängt's auch all wieder an. Ich bin man neugierig, was's da zu schießen jeben wird."

"Na, der Jagd wegen alleine mag der Herr ja woll auch nich so auf'n ganzen Tag wegmachen," erwiderte das Stubenmädchen verschmüht blinzelnd. "Schließlich wird er froh sein, mal aus das Glend hier rauszukommen."

"Das können Se nich sagen," mächte sich die Köchin, die schon längere Zeit im Hause war, mit Nachdruck ein. "Er hat's ja doch recht gut. Was

wir hier unter einem bayerischen Oberkommando standen, unter dem meist bayerische Regimenter vereinigt waren. Die ersten Späres des Infanterie-Nachkampfes sahen wir dann auf serbischem Boden. Maisfelder, von denen die Ernte noch nicht hatte eingebracht werden können, von Schützengraben durchzogen, in denen Tornister, Gewehre, Patronen, Handgranaten, Feldflaschen, Stiefel, Helme, Mützen, Wäsche und allerlei anderes Gerät serbischer und deutscher Herkunft herumlag. Zahlreich waren auch die noch unberdigten Leichen gefallener Serben, während unsere gefallenen deutschen Kameraden, deren Zahl übrigens bedeutend geringer zu sein scheint, meist von Kameraden bereits zur Ruhe gebettet waren. Dieselben Gräber waren es, wie auf der Insel, die uns auf unserem ganzen Wege nach Serbien hinein wochenlang begleiteten. Und jedes einzelne erinnerte uns von neuem an die Größe und Heiligkeit unseres Berufes.

Als wir in Serbien erst festen Fuß gefaßt, ging es, wenn auch unter schweren Kämpfen, unaufhaltsam weiter vorwärts. Oft wechselte unsere Batterie zwei- oder dreimal am Tage ihre Stellung nach vorn, um am nächsten Morgen wieder einige Kilometer vorzugehen. So ging's täglich weiter nach Süden. Besonders schwer waren die Kämpfe vor Kragujevac, wo der Feind in die Berge geflüchtet war und unsere Geschütze mit fast über-



menschlischer Anstrengung in die Berge hinaufgeschafft werden mußten. Des öfteren hatten wir Gelegenheit, nach dem Gefecht die furchtbare Wirkung unserer schweren Geschosse zu sehen. So sah ich einen Serben, dem ein verhältnismäßig kleiner Granatsplitter die Kopfhaut genau in der Weise abgeschält hatte, wie sie die Indianer ihren getöteten Feinden abziehen pflegen. Der Mann war buchstäblich skalpiert und außerdem am Unterleib schwer verletzt, und wir gaben Zivilisten den Auftrag, ihn zu beerdigen, was sie unverzüglich taten. Und viele andere Tote sahen wir, an denen kaum Verletzungen wahrzunehmen waren. Das schwere Artilleriefeuer wirkte unheimlich und forderte Opfer in großer Zahl. Einem solchen Feuer, wie es in Serbien von den zahlreichen Batterien ausgeht, wurde, aus Mörkern, Haubitzen und Feldkanonen, konnten auch die Serben, so zäh und erbitterten Widerstand sie auch leisten mochten, schlechterdings nirgends lange standhalten. Einmal konnte man von unserer Batteriestellung aus beobachten, wie 600 Mann mit weißen Tüchern auf unsere Linien zugelaufen kamen und sich ergaben. Was von dem Reste sich nicht ebenfalls ergab, wurde nach kurzer Gegenwehr niedergemacht, und nur wenigen glückte es, durch die Flucht zu entkommen.

Nun noch in gedrängter Kürze einiges über das weniger kriegerische uneres Aufenthaltes in Serbien. Wir haben hier unten eigentlich gar nicht schlecht gelebt, was unsere Verpflegung anbelangt. Zum großen Teil waren wir in dieser Beziehung auf uns selber angewiesen, und das nicht gerade zu unserem Leidwesen. Erikaunlich ist es, wieviel wohlgefüllte Weinfässer auch im Keller des minderbemittelten serbischen Bauern aufgestapelt sind. Rotwein und Weißwein und — für Liebhaber — auch Schnaps — stand in großen Mengen zur Verfügung. Es kam ja vor, daß einmal ein wenig davon verschüttet wurde oder verkehentlich auslief; im großen und ganzen aber war jeder einzelne bestrebt, mit allem recht hausälterisch un-

zugehen, damit auch für die später durchkommenden Kameraden noch etwas blieb. Und dabei konnte sich jeder satt trinken, und unsere Feldflaschen waren nie leer. Und wenn einmal einer sich ein wenig zu viel zugetraut hatte, brachten ihn der Spott und

Die letzten vier . . .

In Glückstadt gab es noch vor kurzem vier Veteranen der 1848er Kämpfe, die zusammen das häßliche Alter von 349 Jahren erreicht hatten. Jetzt ist der eine von ihnen im Alter von 90 Jahren heimgegangen. Der schleswig-holsteinische Dichter Fritz Lau hatte den vier die folgenden schönen Verse gedichtet:

De letzten veer.

„So mennigen, de to uns hör,
De liggt so lang all in de Ger;
Heff Dank, uns Herrgott, hoch in'n Heben,
Dat du uns veer so lang leets leben.
De Bläd de faltt, bald faltt of wi,
Blots um een Deel noch bet wi Di:
Nimm uns de Fahn eft ut de Hand,
Wenn's all werr trügg na'n Heimatsstrand;
Wi veer, wi wolln so geern, so geern
Of noch mal mit ut Door marschjeern.
För Schleswig-Holstein — stammverwandt
Stumm wi of mal in Fier un Brand.
To all de Dag uns een noch feht:
„Dütschland up ewig ungedeelt!““

allerlei „Gegenmittel“ seiner Kameraden bald wieder ins Gleichgewicht. Was auf den Höfen „krecht und fleucht“: Schweine, Hammel, Gänse, Enten und Hühner, fand meist mit erstaunlicher Schnelligkeit und Sicherheit den Weg in unsere Kochtöpfe und Bratpfannen. Und wenn wir jetzt

noch auf Wochen hinaus volle Schmalztopfe haben, verdanken wir dies der außerordentlichen Ergiebigkeit der serbischen Schweine hinsichtlich Speck und Fett. So reich wir aber an gewissen Produkten waren, so herrschte auf der anderen Seite ein ebenjollercher Mangel an Dingen, deren Vorhandensein in genügender Menge wir als selbstverständlich vorausgesetzt hätten. Ich will nur die Kartoffeln nennen, ohne die sich der Deutsche ja kaum eine Hauptmahlzeit denken kann. Doch wurde in den meisten Fällen nicht eher gerührt, bis irgendwo, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeiten, Kartoffeln ausgekundschaftet und „requiriert“ waren. Und nicht selten kam es vor, daß wir unter frugales Mittagbrot, etwa aus Gänsebraten mit Kartoffeln und Gurkensalat bestehend, vollständig ohne Salz essen mußten, weil einfach eben kein Salz aufzutreiben war. Auch unsere Pferde, die ja Gewaltiges auf bodenloser Landstraße und schwierigem Gelände leisten mußten, hatten's hinsichtlich des Futters nicht schlecht. Zu der normalen Sakeration, die ja allerdings an manchen Tagen infolge der Schwierigkeiten des Nachschubes etwas verringert werden mußte, gaben wir ihnen von den großen Mais- und Kleieorräten, insofern sie ohne Schaden zu nehmen vertragen konnten, und auch Stroh und Heuschaber fanden sich fast überall so viele vor, daß sie unseren Bedarf noch überwogen.

Der träge serbische Bauer, der übrigens durchweg besser gestellt ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat, baut größtenteils nur Mais an, der sehr wenig Pflege und Bearbeitung erfordert. Die Maisfelder sind mit zahlreichen Kürbissen durchsetzt, die aber fast nur als Viehfutter Verwendung finden. Der Bedarf der Landbewohner an Weizen, Hafer und Kartoffeln ist sehr gering; aus Weizenmehl bäckt der Bauer sein Brot, mit Mais mäktet er seine Schweine, mit Weizenmehl füttert er seine Pferde und Rindvieh. So nimmt denn auch der „Samor“, das ist gewissermaßen die Scheune, in der die Maiskolben („Kutrug“) aufbewahrt werden, unter den Hofgebäuden an

Echte Fuchs-Kolliers
M. 45.—
Pelzwarenfabrik
Leipziger Strasse 58. I.
nahe Spittelmarkt.

Kaufe mein Bett.
Schrein rot, d. Baumt. über, große Tischl. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Bind. neuen Galdäumen, das Gebett 30. —, dasselbe Bett mit Baumende 30. —, Feinstes herrschaffl. Baumt. Bett 30. —, Zwei schläffl. follet jedes Bett 20. 5. — mehr. Büchset Geb. anfr. Bettfedern billig. Nat. frei. 30.000 Runden. 1050 Dantschreib. Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Wilhelm Greve's Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz
Maßstab 1:5 000 000 Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittel- und südlichen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odesa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht lesbare Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig
Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Sprechst. Amt Moritzplatz 11298. Berlin SW 68, Ritterstraße 50 Sprechst. Amt Moritzplatz 11298.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Ritterstrasse 50a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.
Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	0,90
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	1,—
Fronsac Bordeaux	1,10
1911er Cru du Moulin	1,30
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein	per Ltr. 1,25
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,95
Tarragona (rot) portweinähnlich	1,75

— In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz
bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragenden Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzuspprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark



Mauminhalt die erste Stelle ein. Der Hamar ist ein sehr hoher, langer, aber schmaler, aus Latten errichteter Holzbo. Zwischen den einzelnen linealbreiten Latten befindet sich immer ein zwei Finger breiter Zwischenraum, der der Luft den Durchzug gestattet. So überwintern die Maiskolben an der Luft, ohne daß die Feuchtigkeit Zutritt hat, und auf diese Weise trocknen die Körner und der innere Siengel gut aus. Letzterer liefert ein vorzügliches Brennmaterial, ebenso auch die Maisstauden (Maisstroh), denn Holz ist kaum zu erschwirgen. So erklärt sich wohl auch das Fehlen der Holzfußböden in fast allen Häusern. Die Fußböden bestehen in der Regel aus gestampftem Lehm, im günstigsten Falle aus Ziegelsteinen.

Daß der Weinbau besonders in den zahlreichen Flußtalern in hoher Blüte steht, brauche ich kaum noch zu erwähnen, nachdem ich bereits von den reichen Weintellern berichtete. Wir haben selber noch Mitte Oktober uns in den Weingärten Nordserbiens gütlich getan und meist auch noch einen Vorrat auf den Marsch mitgenommen. Im großen und ganzen ist das Land, von den höhergelegenen Gebirgsgegenden abgesehen, in jeder Hinsicht sehr ertragreich. Was würde nicht erst deutscher Vuererfleiß alles dem Boden abringen!

In vielen Dörfern und einigen Städten hatten wir Quartier, groß ist die Zahl der ersteren, die wir auf unserem Marsche passierten. Immer war etwa die Hälfte der Bewohner mit den zurückgehenden Serben vor den Deutschen geflohen. Die Leute, mit denen wir zusammenkamen, waren nichts weniger als feindselig gewonnen. Wenigstens ließen sie es sich nicht anmerken. Als Zeichen der Neutralität und Unterordnung hatten sie weiße Tücher an Stöcken herausgesteckt, die oft auch mit Blumenkränzen geziert waren. Bereitwillig überließen sie uns einen Wohnraum als Quartier und Stallungen für unsere Pferde. Es ließ sich allerdings nicht vermeiden, daß letztere, da die Nächte empfindlich kalt waren, hin und wieder in Stuben oder Weintellern, weil keine Ställe vorhanden waren, untergebracht wurden. Mit Er-

staunen gewahrten die Leute, daß wir nicht diejenigen waren, von denen die serbischen Soldaten ihnen erzählt, daß wir sie samt ihren Kindern erschließen und ihre Häuser in Brand stecken würden. Stets waren sie auch recht bald zutraulich und nahmen dankbar das ihnen gebotene übrige Mittagessen oder ein Stück Brot entgegen. Es waren größtenteils Frauen und Kinder oder Männer im Greisenalter. Alle übrigen männlichen Bewohner waren, soweit sie nur einigermaßen taugen konnten, zum Militär eingezogen. So sah man denn auch unter den Gefallenen und Gefangenen Männer von 60 und mehr Jahren, und auch ein zwölfjähriger gefangener Knabe erzählte, daß ihrer eine Anzahl von der Polizei in die Feuerlinie getrieben worden seien, wo er sich versteckt habe und dann gefangen genommen wurde. Die Gefangenen machen ohne Ausnahme einen miserablen Eindruck, nur wenige tragen eine regelrechte Uniform. Die meisten waren nur durch ein einziges Ausrüstungsstück, durch Mantel oder Mütze, als Soldaten erkenntlich, viele überhaupt gänzlich in Zivil. Da sie keine Stiefel tragen, sondern nur die hier üblichen, aus Lederriemen geflochtenen, niedrigen, sandalenartigen Halbschuhe, so waten sie bis an die Strümpfe im tiefen Schmutz. Die serbischen Landstraßen lassen an Grundlosigkeit nichts zu wünschen übrig, und es ist äußerst ermüdend, auf ihnen, wie die Gefangenen, längere Strecken zu Fuß zu laufen. Vor Hunger nagten die einen an rohen Kürbissen, andere aßen Maiskörner, und so bewegten sich die oft recht langen Züge mit denkbare Langsamkeit, wie oft auch die sie begleitenden Infanteristen und vielleicht mehr noch die Kavalleristen zu schnellerem Tempo aufforderten. Dampfe Niedergeschlagenheit und Ergebenheit auf jedem Gesicht, teils mit ohnmächtiger Wut gepaart, teils aber auch mit sichtbarer Freude darüber, dem furchtbaren Ansturm der Deutschen und der verheerenden Wirkung ihrer unheimlichen Geschosse lebend entgangen zu sein.

Kriegs-Allerlei

Die Trifolore-Hunde in Italien. Die Trifolore-Mode nimmt in Italien immer größeren Umfang an. Überall sieht man, wie die „Stamba“ erzählt, weiß-rot-grüne Färbungen, Kravatten, Strümpfbänder, Dolenträger und Wäntelchen. Die neueste Erscheinung im italienischen Straßengetriebe aber sind die Hunde, die die vaterländische Gefinnung ihrer Herren durch Trifolore-Schleifen und Wäntelchen zur Schau tragen.

Heiteres

Feldgrauer Humor der „Killer Kriegszeitung.“

Das französische Kolumbusei. Im französischen Hauptquartier. Der Generalissimo wünscht in seinen Wohngemächern zu arbeiten, und der Adjutant beauftragt seinen Diener, die Karten herauszuholen. In der Kasse geschieht diesem das Ungeheuerliche, einen der wichtigsten Pläne zu zerstören. Die Teile in beiden Händen, läßt er das Ungewitter des Adjutanten über sich ergehen. Da kommt Zoffre hinzu. „Laissez faire!“ jagte er. „Was uns nicht glückt, ihm ist's gelungen: die deutsche Front zu durchbrechen!“

Gastfreundschaft. „Hat die Tante ordentlich aufgefischt, als ihr sie Sonntag belüchtet?“ — „Ja, die... sogar von unserem Kriegsgebot hat sie noch mitgegeben, das wir uns zur Vorsicht eingesiecht hatten!“ („Meggend. Bl.“)

Rätsel-Ecke

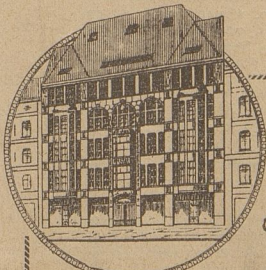
Rätsel.

Es gibt in Frankreich eine Frau, die, mag man sie auch rückwärts lesen, Trochdem verbleibt ganz genau zu jeder Zeit daselbe Wesen. In Deutschland, wo sie auch einst war, ist sie jetzt ihres Dienstes bar.

W. Paul.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Baumback.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur

Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

Hunderterte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 20.-** franko.

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

**Adalbert-Apotheke
Berlin SO 26.**



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . . Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . . Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . . Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probenportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . . Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . . Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieses günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . . Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . . Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . . Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . . Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . . München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . . Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . . Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . . Kosheim. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernenden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen....

Dr. N. . . . Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . . Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . . Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . . Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Gedruckt und Anzeigen: Fritz Eisholz, Reinföhr — Verlag: Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW68. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW68

